

beziehungswEISE

JUNI 2012

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- | | |
|--|--|
| <p>1 THEMA Macht Mentoring einen Unterschied?</p> <p>2 KOLUMNE Baby! Nie mehr allein zu Haus ...
Karenzzeit Conclusio</p> <p>5 AVISO 4. Europäischer Fachkongress für Familienforschung</p> | <p>6 REZENSION Nachhaltige Familienpolitik: Zwischen Modewort und Notwendigkeit</p> <p>8 SERVICE termin: Work family: Balance – Conflicts – Perspectives
termin: Bindung, Diagnostik, ...
buch: Männerpolitik</p> |
|--|--|

THEMA

Macht Mentoring einen Unterschied?

Forschende aus den USA und England untersuchen, was Mentoring für Heranwachsende bewirkt

VON BERND SCHÜLER

Patenschaften und Mentoring haben eine erstaunliche Karriere hinter sich. Anfang des Jahrtausends noch ein seltenes, skeptisch beäugtes Phänomen, wächst in Deutschland seither die Zahl der Beteiligten beständig. Die Freiwilligen widmen sich einem einzelnen Kind oder Jugendlichen. Wöchentliche Treffen führen sie zusammen – meist für ein Jahr oder länger. Gemeinsam wird gespielt, gelernt und gelacht. Es kann allein um Freizeitgestaltung gehen (etwa um einen unbeschwerten Besuch eines Museums) oder aber es gilt, wichtige Aufgaben zu erledigen (wie etwa die Suche nach einem Ausbildungsplatz).

Die Beliebtheit dieser Unterstützungsbeziehungen zieht nach sich, dass immer mehr Anbieter entsprechende Projekte kreieren, kleine Initiativen ebenso wie große Wohlfahrtsverbände. Bei allen Unterschieden, was die Zielgruppen und die Aktivitäten anbelangt, folgen sie dem gleichen Ansatz: Die Zuwendung, die Ermutigung und die praktische Unterstützung des Älteren möge den Jüngeren fördern, damit dessen Entwicklungschancen wie dessen Wohlbefinden nicht unter sozial belastenden Lebensverhältnissen leiden.

Dass sich daraus ein neues Segment der Bürgergesellschaft entwickelt hat, wohlwollend begleitet von Politik, Stiftungen und Medien, überrascht nicht. Denn das Tandem-Prinzip liefert einen verheißungsvollen Zugang zu den großen Themen, die moderne Gesellschaften umtreiben: Bildung, Integration, Teilhabe.



Die Zuwendung, die Ermutigung und die praktische Unterstützung der Älteren soll die Jüngeren fördern.

Weitaus euphorischer noch wird Mentoring in den USA und in England betrieben. „Make a difference in the life of a child“, so lautet die Botschaft, die selbst US-Präsidenten an die Nation richten. Schon vor über 100 Jahren begann man, Heranwachsende „at risk“ mit erwachsenen Bezugspersonen zu versorgen. Heute haben etwa drei Millionen junger US-Amerikaner eine Mentorin oder einen Mentor an ihrer Seite. Und „Big Brother Big Sister America“ (BBBSA), der älteste, größte Anbieter, ist längst eine international tätige Organisation und seit Kurzem auch in Österreich aktiv.



Karenzzeit Conclusio

VON SONJA DÖRFLER



Abby und ihr Dad!

Abby ist jetzt bereits mobiler, auch wenn sie noch immer hauptsächlich am Rücken liegend robbt. Sie kann sich zunehmend auch seitlich rollend weiterbewegen. Jetzt muss ich sie schon weit stärker im Auge behalten. Ihr momentanes Lieblingswort, das zielgerichtet angewendet wird, ist „Dad“. In der Früh

wird mit einwandfreiem Londonder Dialekt nach „Dad“ verlangt. Vielleicht, weil er momentan viel arbeitet und oft nur in der Früh für sie zu sehen ist? Jedenfalls ist es ein seltsames Gefühl, wenn das eigene Baby akzentfrei in einer anderen Sprache spricht. Ich merke schon, das wird richtig lustig.

Das Brei-Füttern wird zunehmend Feld der Autonomiebestrebungen meiner Tochter: Sie will den Löffel selbst halten, in den Teller reinreifen – kurz: selber essen. Das ist keine leichte Aufgabe. Natürlich komme ich hin und wieder diesem Wunsch nach, doch das bedeutet, in der Badewanne nur in Windeln essen und danach gleich ein Vollbad für mein Mädchen. Gebe ich ihren Wünschen nach Autonomie nicht nach, kann es schon mal zur Essensverweigerung und lautem Gebrüll kommen. Dann plagt mich die Sorge, ob sie genug Nahrung bekommt, da sie eher ein Leichtgewicht ist. Manchmal schaue ich neidig auf dickere Babys. Aber wer weiß, vielleicht sorgen sich deren Mütter, ein übergewichtiges Kind zu haben. Babys entsprechen halt selten dem genauen Durchschnitt, der uns in den Kurven beim Kinderarzt immer wieder vor Augen geführt wird.

Meine persönliche Conclusio am Ende dieser Kolumne ist: Die Zeit zu Hause beim Kind ist spannend und sehr schön und eröffnet neue Perspektiven neben dem 40-Stunden-Erwerbsarbeitsleben. Der Tagesrhythmus ist ein anderer, wenn er auch teilweise weniger selbstbestimmt ist als in einer unselbstständigen Beschäftigung. Die Karenzzeit ist vielfach eine anstrengende Zeit, in der man ausnahmslos mit einem Teil des Denkens beim Baby ist. Ich fühle mich durchaus auch ausgelaugt und habe oft das Gefühl, dass Tage vergehen und ich meine Vorhaben nur zur Hälfte umgesetzt habe. Haus- und Familienarbeit haben zudem Sisyphuscharakter: Niemals sind sie abgeschlossen, täglich geht es von Neuem los. Auch wenn es anstrengend wird, nach einem Jahr wieder erwerbstätig zu sein, so freue ich mich doch wieder auf ein Leben außerhalb der Wohnung und des Gartens, zumindest für einige Stunden in der Woche.

Abschließend möchte ich meine Kolumne Abigails Schwester widmen, die als Baby gestorben ist. Katja, wir werden dich nie vergessen! ■

sonja.doerfler@oif.ac.at

Während die Wirkungen dieses Förderinstruments in Deutschland und anderen europäischen Ländern noch kaum wissenschaftlich untersucht sind, beschäftigen sich in angelsächsischen Ländern viele Forschende damit – nicht zuletzt, weil die Regierungen Mentoring fördern und die Ausgaben legitimieren wollen.

Das Nachfolgende will einige Essenzen dieser Forschung darbieten:

- Inwieweit fördert Mentoring die Entwicklungschancen?
- Wie werden diese Beziehungen am besten arrangiert?
- Und was charakterisiert diese eigentümliche Freiwilligen-Rolle?

Der Verlust „natürlichen“ Mentorings

Resilienz-Studien haben gezeigt, wie bedeutsam eine nichtelterliche Bezugsperson sein kann – als Schutz-Faktor, der Kindern hilft, sich trotz widriger Umstände gut zu entwickeln. In den USA untersucht man dieses Phänomen auch unter dem Begriff des „natürlichen“, informellen Mentorings. Ist eine solche Beziehung verfügbar, so konnte eine Langzeitstudie bei Jugendlichen nachweisen, hat dies einen (schwachen) positiven Einfluss, z.B. auf die gesundheitliche Entwicklung, auf ihr Problemverhalten, auf ihre Lebenszufriedenheit (DuBois/Silverthorn 2005).

Andererseits knüpft die Mentoring-Bewegung an die Diagnose an, wonach es für viele junge Menschen – bedingt durch Mobilität, Scheidungen, anonymisierte und überlastete Nachbarschaften etc. – immer weniger solcher informellen Kümmerer und Vorbilder gibt. Dabei steige der Bedarf daran, in einer Welt mit wachsenden Anforderungen, Optionen und Risiken. Insofern stellen Mentoring-Programme den Versuch dar, den schwerwiegenden Verlust erwachsener Bezugspersonen durch die formal organisierte Vermittlung „künstlich“ auszugleichen.

Zwischen Enthusiasmus und Ernüchterung

Die großen Hoffnungen, die vor allem in den USA auf Mentoring gesetzt wurden, hatte maßgeblich eine Studie genährt. 1995 über Mentees im BBB-SA-Programm erschienen, bildet sie einen Meilenstein für die Expansion des Förderinstruments. Fortan wurde keine andere Studie so häufig in Medien und von Politikern zitiert (Walker 2005). Befragt wurden dabei 1138 Personen im Alter von 10 bis 16 Jahren, überwiegend aus Ein-Eltern-Familien. Nach einer Zufallsauswahl wurde die eine

Hälfte an eine Mentorin beziehungsweise einen Mentor vermittelt, die andere auf eine Warteliste gesetzt. 18 Monate später wurden 959 verbleibende Heranwachsende erneut befragt. Man fand bei Mentees, verglichen mit der Kontrollgruppe, z.B. einen signifikant geringeren Drogengebrauch, weniger psychologische Schwierigkeiten und bessere Beziehungen zu Eltern und Peers (Tierney et al. 1995).

Manche dieser Ergebnisse konnten seither repliziert werden. In einer Bilanz beurteilen fünf führende Mentoring-Forschende das Förderinstrument als „a viable intervention strategy that holds considerable promise“ (Cavell et al. 2009: 2). Zusätzlich zu den bereits genannten Wirkungen führen sie an, Mentoring könne unterschiedliche Dimensionen des Verhaltens und der Entwicklung Heranwachsender zum Positiven verändern. Das gelte für Selbstvertrauen, für Verbundenheit mit schulischen Angelegenheiten sowie für schulische Leistungen.

Dieser polyvalente Charakter des Mentorings wird auch durch die größte bisher vorliegende Meta-Analyse bestätigt. Nach der Auswertung von 73 unabhängigen Evaluationen zeigte sich: Mentoring wirke sowohl präventiv als auch fördernd bzw. kompensierend, und ebenso in früher Kindheit wie auch bei älteren Jugendlichen (DuBois et al. 2012).

Allerdings werden vermehrt auch Einschränkungen und Differenzierungen angemahnt. Anders als oft behauptet, sind die Veränderungen im Durchschnitt nicht groß. Die geringen Effektgrößen hängen mit einer großen Variation zusammen: 10% der Mentees zeigen negative Auswirkungen, ein Drittel keine Veränderungen, der Rest gering bis stark positive Resultate (DuBois et al. 2002). Zudem wird diskutiert, inwieweit sich die positiven Veränderungen nach Beendigung des Mentorings verflüchtigen.

In England werden die Ergebnisse oft skeptischer bewertet: „Robust research does indicate benefits for some young people, for some programmes, in some circumstances, in relation to some outcomes“ (Roberts et al. 2004: 513). Zudem ließe sich fragen, inwieweit quantitative Erhebungsinstrumente, die meist das „youth functioning“ abfragen, geeignet sind, die Bandbreite positiver Wirkungen abzubilden. Das Kennenlernen eines neuen Hobbys etwa könnte so unter den Tisch fallen – wobei sich die Tragweite einer solchen Veränderung erst langfristig zeigt.

Wege zu sich und zur Welt

Mentoring ist eine komplexe Angelegenheit. Wie es nicht überraschen kann, ist noch nichts damit gewonnen, dass eine Tandem-Beziehung besteht. Entscheidend ist, wer sie wie führt und begleitet. Welche Prozesse dabei wirken, versucht ein häufig zitiertes Erklärungsmodell aufzuschlüsseln (Rhodes 2002). Danach hängt viel davon ab, wie die Beteiligten Nähe, Vertrauen und Verbundenheit aufbauen. Und auch eine gewisse Dauer und Frequenz ist unabdingbar. Je länger die Tandem-Beziehung anhält, so ein Befund, desto stärker werden die positiven Effekte bei Mentees. Am meisten profitieren Heranwachsende, die ein Jahr oder länger im Mentoring bei regelmäßigen Treffen begleitet wurden (Grossmann/Rhodes 2002).

Dem Modell zufolge beeinflusst Mentoring drei miteinander verbundene Bereiche, nämlich

- die sozio-emotionale Entwicklung,
- die kognitive Entwicklung und
- die Identitätsbildung.

In diesem Spektrum wird – unter anderem – diskutiert, welche Fernwirkungen von einer gelungenen Kommunikation mit dem Mentor und der Mentorin ausgehen können. Eine „korrektive Erfahrung“ könnte dabei lauten: Wer sich von ihnen gesehen und in seinen Bedürfnissen respektiert fühlt, geht auch offener und konstruktiver auf andere Erwachsene zu.

Naheliegender ist auch, wie diese die kognitive Entwicklung fördern: Sie lassen den Mentee an Denkstilen, Wissensbeständen und Handlungspraktiken teilhaben, die dem Heranwachsenden aus dem eigenen Umfeld nicht zugänglich sind. Das fördert zugleich die Bildung von Identität. So erhält der Mentee zusätzliche Gelegenheiten, zu entdecken, wer er ist, wer er werden will und was er wichtig findet – eine Grundlage für stimmige Konstrukte über sich selbst.

Rahmenbedingungen als Wegbereiter und Schutzfaktor

Bis all diese Prozesse greifen können, sind etliche Hürden zu überwinden. Schließlich sollen zwei Fremde zusammenfinden, die sich vom Alter her, von der sozialen Lage, von der Herkunft etc. unterscheiden. Es liegt auf der Hand, wie sehr diese Beziehungen multifaktoriell bestimmt sind – von Erwartungen der Beteiligten, von der Dynamik, die sich entwickelt, sowie vom sozialen Umfeld und dessen Ressourcen und Zwängen.

Damit rückt auch die Rolle des Mentoring-Programms ins Blickfeld. Dessen Personal ist verantwortlich für die Auswahl und Vorbereitung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer sowie für die Begleitung der Tandems. Wie gut oder schlecht diese Arbeit geleistet wird, so belegen Studien, entscheidet über die Qualität der Beziehung mit. Wer alle best practices umsetzt, kann ein Mentoring arrangieren, das, verglichen mit durchschnittlichen Programmen, um das Dreifache effektiver ist (DuBois et al. 2002).

Als besonders wichtig erwies sich u.a., inwieweit im Tandem übereinstimmende Erwartungen an die Regelmäßigkeit der Treffen bestehen. Außerdem ist es förderlich, wenn Mentoring-Paaren strukturierte Aktivitäten angeboten werden – ein gemeinsames Tun, über das man leichter zusammenfindet. Und fortlaufende Supervision sorgt auch dafür, abzusichern, dass Missverständnisse aufgrund von kulturell und schicht-bedingten Wahrnehmungen aufgefangen werden.

Solche Maßnahmen sollen zugleich verhindern helfen, dass Mentees Schaden nehmen. Das Risiko besteht, wenn etwa Fördernde vorzeitig die Beziehung abbrechen. Ist dies innerhalb der ersten sechs Monate der Fall, zeigte sich bei Mentees ein stärkeres Problemverhalten (Grossman/Rhodes 2002). Vorsicht sei deshalb bei jenen Heranwachsenden geboten, die bereits Beziehungsabbrüche erlebt haben.

Eine weitere Quelle für negative Verläufe besteht, wenn Mentoring-Beziehungen mit sehr hohen Zielsetzungen „überfrachtet“ werden. Fallstudien in England zeigen, welche emotionalen Fallstricke lauern, wenn zu stark an Defiziten gearbeitet werden soll. Das rührt an eine grundsätzliche Herausforderung: die sozialstrukturelle Bedingtheit der Problemlagen nicht zu übersehen und zu vermeiden, dass Missstände allein dem individuellen (Un-)Vermögen des Mentees zugeschrieben werden (mehr dazu in Becker/Schüler 2007).

Die Rolle des Mentoring als „Zwischending“

Die Rolle der Mentoren und Mentorinnen ist anspruchsvoll. Viele Aufgaben sind zu bewältigen, viele Kompetenzen gefragt, um die Beziehung zu gestalten. Als ideale Gabe gilt vor allem, in einer Vielzahl von Rollen agieren zu können, stets passend zu den Themen des Heranwachsenden. Während sie einmal ein angenehmes Miteinander stiften und freudvolle Aktivitäten mitmachen, geht es zu einer anderen Zeit darum, eine bestimmte Sache voranzutreiben. Allgemeiner formuliert: Sie

können vertikale und horizontale Beziehungsmodelle flexibel handhaben (Keller 2010). Ganz so, wie es kürzlich ein Mädchen in einem WDR-Beitrag andeutet: „Meine Mentorin ist für mich wie eine große Schwester. So wie Mama.“

Auch andere Forschende umschreiben diese Zwischen-Position: Mentoring sei „professional friendship“ (Philip/Spratt 2007). Oder: Die Freiwilligen „fill a niche that lies somewhere between professional and kin“ (Rhodes 2002). Natürlich passen solche Rollen nicht immer zusammen, sondern produzieren Widersprüche und Spannungen. Zwangsläufig müssen Freiwillige mit Ambivalenzen leben. Umso wichtiger ist es, damit konstruktiv umgehen zu können – am besten angemessen unterstützt durch das Programm.

Wie geht es weiter?

Mancher wünscht sich, Patenschafts- und Mentoring-Angebote mögen künftig zur selbstverständlichen Infrastruktur einer kinderfreundlichen Bürgergesellschaft gehören. Denn das Modell, alle Verantwortung für ein gutes Aufwachsen allein bei Eltern und/oder dem Staat zu sehen, scheint auf Dauer weder sinnvoll noch tragfähig (wie auch in anderen Bereichen, z.B. der Pflege). Viele Schritte sind getan: Neue Förderer treten ebenso auf den Plan wie engagierte Freiwillige. Die Anbieter professionalisieren und vernetzen sich. Doch für eine Prognose ist noch einiges ungewiss. Wie kann eine gute Kooperation zwischen Professionellen und Freiwilligen aussehen? Wie überleben die (in Deutschland meist nur anschubfinanzierten) Projekte, wenn sie sich dem Spenden- und Fördermittelmarkt stellen müssen?

Sicher dagegen ist: Es lohnt sich, vieles aus der Perspektive des Mentoring zu betrachten. Was solche Projekte bieten, erscheint dann als „an important but limited programmatic solution“ (Walker 2005: 518), allein schon, weil die Kapazitäten formaler Organisationen gering sind. Breiter gedacht, bedeutet Mentoring: Wenn (mehrere) fürsorgliche Bezugspersonen für Heranwachsende so wichtig sein können, dann sollte der Kontaktaufbau in allen „natürlichen“ Kontexten erleichtert werden. So ist etwa das informelle Gespräch zwischen den Beteiligten keine Nebensache, sondern eine Daueraufgabe, für die genug Zeit bleiben muss. Insofern ist die Mentoring-Idee überall dort eine Herausforderung, wo technokratische Konzepte und andere Entwicklungen dazu geführt haben, den Aufbau fürsorglicher Beziehungen zu erschweren. ■

Kontakt: bernd.schueler@email.de

Literatur

Becker, Susanne; Schüler, Bernd (2007): Der Mentor machts – besser? Potenziale, Risiken und Grenzen von Mentoring-Projekten. In: sozialextra – Zeitschrift für soziale Arbeit online 3. www.vsjournals.de

Cavell, Tim et al. (2009): Strengthening mentoring opportunities for at-risk youth. In: Policy Brief 2, S. 1–4.

DuBois, David L. et al. (2002): Effectiveness of mentoring programs for youth: A meta-analytic review. In: American Journal of Community Psychology 30, S. 157–197.

DuBois, David; Silverthorn, Naida (2005): Natural mentoring relationships and adolescent health. In: American Journal for Public Health 95, S. 518–524.

DuBois, David et al. (2012): How effective are mentoring-programs for youth? In: Psychological Science in the Public Interest 2, S. 57–91.

Grossman, Jean B.; Rhodes, Jean E. (2002): The test of time: Predictors and effects of duration. In: American Journal of Community Psychology 30, S. 199–206.

Keller, Thomas E. (2010): Mutual but unequal: Mentoring as a hybrid of familiar relationship roles. In: New Directions for Youth Development 126, S. 33–50.

der autor

Bernd Schüler, Soziologe, ist freier Journalist und Mitarbeiter des Patenschaftsprogramms von biffy Berlin – Big friends for Youngsters e.V.

Rhodes, Jean E. (2002): Stand by me. The risks and rewards of mentoring today's youth. Cambridge: Harvard University Press.

Roberts, Helen et al. (2004): Mentoring to reduce antisocial behaviour. In: British Medical Journal 328, S. 512–514.

Tierney, Joseph B.; Grossman, Jean; Resch, Nancy (1995): Making a difference: An impact study of Big Brothers/Big Sisters. Philadelphia: Public/Private Ventures.

Walker, Gary (2005): Youth mentoring and public policy. In: du Bois, David L.; Karcher, Michael L. (Hg.): Handbook of Youth Mentoring, S. 510–524. Thousand Oaks: Sage Publications.

Zukunft der Familie – Anforderungen an Familienpolitik und Familienwissenschaft

www.familyscience.eu

Auch im kommenden Jahr veranstaltet das ÖIF in Kooperation mit dem Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb) und dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) in Wiesbaden zur europaweiten Vernetzung der Familienforscher den Europäischen Fachkongress für Familienforschung.

Datum: 6. – 8. Juni 2013

Veranstaltungsort: Bamberg, Deutschland

Informationen und Anmeldung: www.familyscience.eu

Das Programm ist über die Homepage abrufbar.

 **4. Europäischer Fachkongress für
Familienforschung
Bamberg**  **6. - 8. Juni 2013**

Zwischen Modewort und Notwendigkeit

Ein neues Buch über Nachhaltigkeit in der Familienpolitik

VON SONJA BLUM



Längst ist der Begriff der Nachhaltigkeit nicht mehr auf den umwelt- und energiepolitischen Bereich beschränkt: Im Jahr 2002 etwa beschloss die deutsche Bundesregierung eine nationale Nachhaltigkeitsstrategie, mit der Nachhaltigkeit zum Grundprinzip der Politik gemacht und prinzipiell jedes Politikfeld „nachhaltig“ gestaltet werden sollte. So wurde in den vergangenen Jahren auch vom deutschen Familienministerium eine „nachhaltige Familienpolitik“ als Zielmarke ausgewiesen und der familienpolitische Diskurs entscheidend durch diesen Begriff geprägt.

Ausgangspunkt der jetzt erschienenen Dissertation von Regina Ahrens ist jedoch die Beobachtung, dass nicht nur der Forschungsstand zum Thema familienpolitischer Nachhaltigkeit sehr begrenzt ist, sondern auch „das Nachhaltigkeitsverständnis der relevanten familienpolitischen Akteure bereits auf den ersten Blick den Verdacht einer Unterkonzeptionalisierung aufkommen lässt“ (Ahrens 2012: 20). Ziel ihrer Studie ist es daher, ein theoretisch fundiertes, auf Indikatoren gestütztes Nachhaltigkeitskonzept zu entwickeln und damit auch einen Beitrag für die familienpolitische Praxis zu leisten.

Hierfür hat die Politikwissenschaftlerin zentrale Dokumente ausgewertet (z.B. Expertisen, Koalitionsverträge) und 35 Experteninterviews mit familienpolitischen Akteuren auf europäischer, nationaler und kommunaler Ebene geführt (siehe Abbildung). Dieses aus der Praxis gewonnene Wissen verknüpft sie systematisch mit den Erkenntnissen der interdisziplinären Nachhaltigkeitsforschung, die „Nachhaltigkeit“ an drei verschiedenen Dimensionen – nämlich: ökologisch, ökonomisch und sozial – und darüber hinaus an drei normativen Kriterien festmacht: intra- und intergenerationeller Gerechtigkeit; Erhalt der Lebensqualität; sowie systemare Integrität, d.h. die Sicherung gesellschaftlicher Funktionen für kommende Generationen. Zudem vertritt die Nachhaltigkeitsforschung einen partizipativen Ansatz, wonach alle relevanten Akteure an den politischen Prozessen zu beteiligen sind.

Vor diesem Hintergrund fragt Ahrens danach, was die verschiedenen familienpolitischen Akteure mit

dem Begriff der Nachhaltigkeit verbinden: Inwiefern verfolgen sie einen bestimmten Nachhaltigkeitsbegriff oder orientieren sie sich an den oben genannten Dimensionen und normativen Kriterien? Auf Grundlage der Experteninterviews gelingt es ihr, das heterogene Begriffsverständnis zwischen den Akteuren systematisch aufzuzeigen. Grundsätzlich werde der „Begriff „nachhaltig“ vielfach mit „gut“ oder „neu“ gleichgesetzt“ (ebd.: 107). Konkrete Ziele einer „nachhaltigen Familienpolitik“ werden von den Interviewpartnern benannt (z.B. Erhöhung der Geburtenrate, sinkende Armutsquote, erhöhte Zufriedenheitsrate von Familien). Allerdings werde dabei primär auf die ökonomische Dimension von Nachhaltigkeit verwiesen und stehe das normative Kriterium der Generationengerechtigkeit im Vordergrund. Auch zeigten sich signifikante Unterschiede zwischen den Akteursgruppen: So scheint z.B. die Komplexität des familienpolitischen Nachhaltigkeitsverständnisses der Akteure zu sinken, „je weiter unten sie im föderalen System anzutreffen sind“ (ebd.: 115). Bezüglich des partizipativen Aspekts der familienpolitischen Nachhaltigkeitsdebatte leitet Ahrens aus den Interviews drei Hauptfaktoren ab, die Auswirkung auf Kooperationsprozesse haben, nämlich Asymmetrien zwischen den Akteuren, Legitimationsdruck der Politik sowie zeitliche Zwänge.

Wie aber kann ein theoretisch und inhaltlich fundiertes familienpolitisches Nachhaltigkeitskonzept aussehen? Ahrens nähert sich dieser Frage, indem sie zunächst Ziele der deutschen Familienpolitik identifiziert, die sie zu vier übergreifenden Metazielen gruppiert: Humanvermögensbildung und -sicherung, Vereinbarkeit von Beruf und Familie, wirtschaftliche Stabilität von Familien sowie Generationensolidarität. Auf Grundlage der bisherigen Forschung formuliert sie daraufhin Kriterien für jedes der Unterziele: So ließe sich beispielsweise das familienpolitische Ziel, die Bildungsmöglichkeiten und -voraussetzungen aller Kinder zu verbessern, daran messen, ob und wenn ja, inwiefern (Ganztags-)Betriebsstätten für Kinder bedarfsgerecht ausgebaut sind, Kinder mit besonderem Bedarf gefördert werden und die Qualität in der Kinderbetreuung gesichert ist.

Im Folgenden operationalisiert Ahrens diese Kriterien mithilfe von Indikatoren, indem sie etwa dem bedarfsgerechten Ausbau des Betreuungsangebots für abhängige Familienangehörige Indikatoren zuordnet, wie z.B. Betreuungsquoten, Betreuungsschlüssel in der Kinderbetreuung oder Zufriedenheitsrate von Eltern mit der Betreuungssituation. Jedem Indikator werden auf Grundlage der familienpolitischen Ziele erwünschte Entwicklungsrichtungen – und wenn möglich quantifizierbare Zielmarken – zugeordnet. Ahrens präsentiert somit einen sehr konkreten Vorschlag für ein auf Indikatoren gestütztes familienpolitisches Nachhaltigkeitskonzept: Dieser integriert zwar sowohl Forschungsergebnisse als auch die in den Interviews erhobenen Sichtweisen der unterschiedlichen Akteure, ist aber „subjektiv“ und „offen gegenüber Änderungs- und Verbesserungsvorschlägen“ (ebd.: 213) angelegt.

Abschließend schlussfolgert Ahrens, dass zwar die im familienpolitischen Diskurs geführte Nachhaltigkeitsdebatte hinter den konzeptuellen Möglichkeiten zurückbleibe: Eine theoretische Fundierung sei aber möglich, wenn auch in der Umsetzung mit verschiedenen Herausforderungen verbunden. Auf Grundlage der Nachhaltigkeitsforschung und der durchgeführten Experteninterviews plädiert sie u.a. für die Schaffung eines gemeinsamen und mehrdimensionalen Nachhaltigkeitsverständnisses, für eine Verbesserung der Kooperationsbeziehungen zwischen den familienpolitischen Akteuren, für eine höhere Transparenz und stärker inhaltlich orientierte Logik familienpolitischer Prozesse.

Ahrens betritt mit ihrer Studie wissenschaftliches Neuland und leistet wichtige Grundlagenarbeit für eine theoretische Anbindung der Nachhaltigkeitsdebatte in der Familienpolitik. Ihr Buch ist sehr systematisch aufgebaut und angenehm zu lesen. Grundsätzlich sind die Schlussfolgerungen und Empfehlungen auch auf andere Politikfelder übertragbar. Jedoch bleiben offene Fragen in Hinblick auf die Umsetzung der genannten Empfehlungen – z.B. Öffnung von Kommunikationsstrukturen und Informationskanälen, Zusammenarbeit der föderalen Ebenen „auf Augenhöhe“ – und dabei zu erwartenden Schwierigkeiten. Ihre Konzeptualisierung familienpolitischer Nachhaltigkeit schließt nicht nur eine Lücke im Bereich Nachhaltigkeits- und Familienpolitikforschung, sondern bietet auch Handlungswissen für die familienpolitische Praxis, müsste hier allerdings für eine tatsächliche Nutzbarmachung

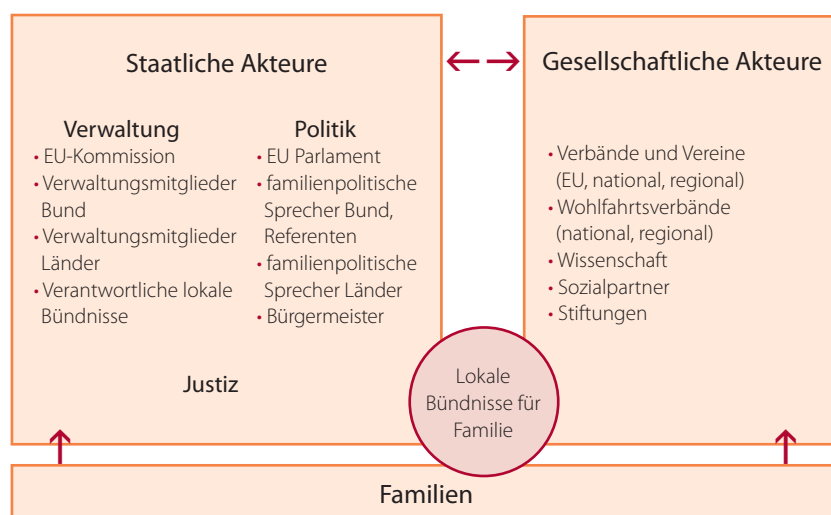


Abbildung: Sampling der leitfadengestützten Experteninterviews

Quelle: nach R. Ahrens (2012: 26)

detaillierter bearbeitet werden. Insofern scheinen anschließende Unternehmungen zum Forschungstransfer und zur praktischen Verwertung der Studie von Regina Ahrens fruchtbar: Gerade angesichts regelmäßig aufkommender Debatten um eine „Langfristorientierung“, „Verlässlichkeit“ oder eben „Nachhaltigkeit“ familienpolitischer Maßnahmen kann sie einen Baustein zur begrifflichen, konzeptionellen und inhaltlichen Fundierung dieser Schlagworte liefern. ■

Kontakt: sonja.blum@oif.ac.at

das buch

Ahrens, Regina (2012): Nachhaltigkeit in der deutschen Familienpolitik. Grundlagen – Analysen – Konzeptualisierung. Wiesbaden: Springer VS. ISBN 978-3-531-18747-1
www.springer-vs.de



Männerpolitik

Was Jungen, Männer und Väter stark macht

Dieses Buch zur zukunfts- und gleichstellungsorientierten Männerbewegung vereint Beiträge der wichtigsten Vertreter und Vertreterinnen aus Wissenschaft und Praxis der Männerforschung und -politik im deutschsprachigen Raum. Um das Projekt „Gleichstellung“ zu verwirklichen, müssten Männer nicht nur als Zielgruppe, sondern als eigenständige Akteure einbezogen werden. Diese Herausforderung und andere männerpolitische Anliegen diskutieren 20 Autorinnen und Autoren im Sammelband. Während der erste Teil Legitimationsfragen klärt, stellt der zweite Teil die Zielgruppen der Jungen, Väter und älteren Männer in den Vordergrund. Der dritte Teil widmet sich den Themen Schule, Arbeit, Gesundheit, Sexualität und Gewalt, der vierte Teil stellt die Männerpolitiken in Deutschland, Österreich und der Schweiz vor.

Zum Erscheinen des Buches wurde ein Internet-Forum für die fachliche und öffentliche Diskussion der Buchinhalte eingerichtet: www.maennerpolitiken.wordpress.com

Literatur: Theunert, Markus (Hg.) (2012): Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht. Wiesbaden: Springer VS. ISBN 978-3-531-18419-7, www.springer-vs.de



Work Family: Balance – Conflicts – Perspectives

Public Keynote Speeches

Im Rahmen der Marie Jahoda Summer School of Sociology Vienna, die sich an engagierte DoktorandInnen mit Dissertationen in Problembereichen von Wirtschaft, Märkten und Organisation richtet, werden zwei öffentliche Referate angeboten:

- „The Time Matrix: Can We Change Work, Family and the (Gendered) Life Course?“
Prof. Phyllis Moen, University of Minnesota
Datum: 4. Juli 2012, 19.00 Uhr
Ort: Oesterreichische Nationalbank, Kassensaal, Otto-Wagner-Platz 3, 1090 Wien
- „Work-Family Reconciliation and Fertility in Europe“
Prof. Melinda Mills, University of Groningen
Datum: 5. Juli 2012, 19.00 Uhr
Ort: Universität Wien, Kleiner Festsaal, Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, 1010 Wien

Informationen: www.soz.univie.ac.at/summer-school-2012

termin

Bindung, Diagnostik & Behandlung

Konferenz der International Association for the Study of Attachment (IASA)

Die International Association for the Study of Attachment (IASA), eine Non-Profit Organisation zur Bindungsforschung, veranstaltet im Herbst eine Konferenz mit der Methode des DMM (Dynamic Maternal Model) als Schwerpunkt. Vorträge, Seminare und Präsentationen zu den Themen Kindheitserfahrung und Entwicklung reproduktiver Strategien, Elternschaft und Kultur und Trauma und chronische Depression werden angeboten.

Datum: 14. –16. September 2012
Ort: Fachhochschule Frankfurt am Main
Information: www.iasa-dmm.org

impresum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien | 1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oif.ac.at
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek, Ursula Hambrusch | **Kontakt:** beziehungsweise@oif.ac.at
Fotos und Abbildungen: M. Manosanth (S. 1) | S. Dörfler (S. 2) | Springer VS (S. 6) | R. Ahrens (S. 7) | Springer VS, Universität Wien (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg.

DVR: 0065528
Österreichische Post AG | Sponsoring: Post | Verlagspostamt: 1010 Wien
Zulassungsnr. 02Z0318205